Familienblätter.

Sonntags-Beilage der Posener Zeitung.

Nr. 15. Posen, den 11. April. 1875.

Aus dem Bagno von Toulon.

Von Arnold Wellmer.

(Fortsetzung und Schluß.)

Und so kam nach einigen Jahren der Herrlichkeit und schäumenden Glückes ein wunderschöner Maimorgen. Der König hielt auf dem Marsfelde eine glänzende Truppenrevue ab. In seiner Suite fehlte natürlich nicht der liebe Graf Pontis. Halb Paris war hinausgeströmt auf das Marsfeld, das militärische Schauspiel anzusehen. Die Gräfin Pontis hielt da in ihrer prachtvollen Equipage. Die Musik rauschte, die Paradetruppen blitzten beim Marschiren, die Maisonne lächelte, der Graf und die Gräfin Pontis lächelten, denn der König hatte sie beide so überaus gnädig angelächelt, halb Paris lächelte vor Vergnügen über das Sonnen- und Königslächeln, über die lustige Musik, die blanken Soldaten und Frühjahrstoiletten und den lieben faulen Maimorgen ... nur ein älterer, dürftig gekleideter Mann in der Volksmenge der königlichen Gruppe gegenüber lächelte nicht. Er sah bleich und verwildert aus und hatte in seinem Blick und in seiner ganzen Haltung etwas Scheues. Und dieser scheue Blick haftete wie gebannt auf der glänzenden Figur und dem sonnigen Lächeln des Oberstlieutenants Grafen Pontis in der Suite des Königs...

„Monsieur, kennen Sie vielleicht den blanken Offizier da drüben, links vom Herzog von Angoulême — den da mit dem starken gedrillten braunen Schnauzer und dem schönen Goldfuchs? Heißt er vielleicht So — Coignard."

„Nein, guter Freund, das ist der prächtige und tapfere Graf Pontis de St. Hélène, ein Liebling des Königs ..."

Der scheue Mann dankt für diese Auskunft nur durch ein hastiges Kopfschütteln — und kehrt mit seinen Augen sogleich wieder zu der eingehenden Musterung des stattlichen Offiziers auf dem Goldfuchs zurück ... Da fliegt über dessen lächelndes Gesicht plötzlich ein eigenartiges nervöses Zucken ...

„Diable! er ist's wirklich. Grade so zuckte Coignard's Nase und Mund, wenn die verdammte Peitsche ... doch still, lassen wir den Herrn Grafen Pontis de St. Hélene nicht aus den Augen. Dieser Morgen ist unter Brüdern 20—50 — 100,000 Frcs. werth!" Zum ersten Male lächelt auch der scheue Mann. Aber es ist kein sonniges Lächeln. Es ist eine Grimasse teuflischen Triumphes und gieriger Habsucht

Und er läßt den Herrn Grafen Pontis keine Minute mehr aus den Augen. Er rennt keuchend hinter dem Goldfuchs her bis auf den Tuilerienhof und dann bis in die Rue St. Honorée vor das prachtvolle Hotel, hinter dessen Thor der Goldfuchs und Graf Pontis verschwanden.... Nach einer halben Stunde klingelt der scheue Mann an diesem Thor und sagt dem fetten, goldstrotzenden Portier, er müsse den Herrn Grafen in einer höchst wichtigen dringenden Angelegenheit — wichtig für den Herrn Grafen! — sogleich sprechen ... Und er läßt sich nicht abweisen und steht endlich in einem prachtvollen Salon dem bequem im Seidenfauteuil hingestreckten Herrn des Hauses gegenüber....

„Was wollt Ihr? Mir scheint, Ihr seid sehr zudringlich!"

„Peter Coignard, sieh mich doch mal genauer an. Kennst Du denn Deinen alten Freund Darius nicht mehr? Wir waren doch sechs Jahre lang, so hübsch eng aneinander geschmiedet und verflucht gute Kameraden, die keine Minute ohne einander leben konnten, die mit einander schlafen gingen und aufstanden und rechtschaffen die Straßen von Toulon kehrten. Und wenn die Peitsche sausend auf den Einen niederfiel, so theilte sie mit dem Schwänzchen wegen unserer Unzertrennlichkeit dem Andern doch wenigstens ein hübsches rothes Striemchen mit — Alles, Dank der hundertpfündigen Eisenkette, die uns so innig verband! Aber Du, Coignard, warst schon damals ein undankbarer Bursche und bekamst einst unter der Peitsche so heftige epileptische Zufälle, daß der Meister Schlosser Dich von Deinem treuen Darius trennen mußte, denn sonst hättest Du ihn bei seiner so nützlichen Arbeit gestört. Im Lazareth spieltest Du Deine Rolle so vortrefflich — fast so gut wie heute — daß man den armen todtkranken Coignard am Hafen ein wenig Luft schöpfen ließ, um ihn bald wieder für die Arbeit und die Kette und die Peitsche gesund zu machen... Und da warst Du eines schönen Tages spurlos verschwunden. Man sagte, Du habest Dich ins Meer gestürzt und ertränkt. Wie habe ich Dich beweint, Coignard! Freut mich um so mehr, alter Junge, daß ich Dich heute so lebendig und so gräflich und so reich wiederfinde! Ich komme auch nur, um Dir von Herzen zu Deinem Glücke zu gratuliren und zu fragen, ob Du in Erinnerung an alte, schöne, gemeinschaftlich verlebte Jahre nicht für Deinen unglücklichen Kettenbruder, der erst vor wenigen Tagen nach zwanzig Jahren Toulon in Paris angekommen ist und nichts zu brechen und zu beißen, und das Einbrechen vorläufig satt hat, lumpige hunderttausend Francs übrig hast...."

„Kerl, seid Ihr wahnsinnig? Ich verstehe von Eurem ganzen Gekrächze kein Wort. Ich kenne Euch nicht — ich habe Euch nie gesehen. Marsch hinaus, und untersteht Euch nie wieder, mir vor die Augen zu kommen. Ein Wort des Grafen Pontis de St. Hélène — und Ihr verschwindet für immer im Irrenhause ..."

Aber wie bleich der Herr Graf bei dem Namen Coignard und Darius wurde und wie nervös seine Lippen und seine Nase zuckten — und welch eine flammende Röthe jetzt sein Gesicht bedeckt!

„Coignard, sei vernünftig! Darius will nicht Dein Unglück. Er ist mit 50000 Francs — ja, wenn Du nicht mehr übrig hast, mit 20000 zufrieden — und dann bis ins Grab stumm, wie die Nacht im Bagno zu Toulon. Auf Banditenehre!"

Doch schon hat der Herr Graf den Glockenzug gerissen. Diener stürzen herein....

„Werft diesen unverschämten Menschen — diesen Wahnsinnigen hinaus, und sagt dem Portier, er solle ihn verhaften lassen, sobald er es wagt, wiederzukehren."

„Coignard, Du siehst Deinen Bagno-Bruder Darius wieder — und auch das Bagno von Toulon!"

II.

Der Minister des Innern, Herzog von Decazes, geht in großer Aufregung in seinem Kabinet auf und ab... „Unmöglich! — Welcher Skandal! — Der — der Graf Pontis de St. Hélène hat erst gestern Abend mit der Herzogin von Decazes in den Tuilerien Quadrille getanzt — und heute.. Nein, Ihr seid verrückt, guter Freund!"

„Ich bitte den Herrn Herzog nur, mich dem lieben Grafen gegenüberzustellen. Ich werde dem Biedermanne da einige schöne Geschichtchen in's Gesicht sagen, daß ihm gelb und roth und grün vor Augen werden soll, wie eitel Jacken und Hosen und Kappen im Bagno zu Toulon. Und dann bitte ich Exzellenz, auf das nervöse Zucken seines Mundes und seiner Nase zu achten. Das hat die famose Galeerenpeitsche dem Galeerensträfling Coignard beigebracht und ich habe mit Vergnügen gesehen, daß der Herr Graf Pontis es noch nicht ganz verlernt hat. Im Uebrigen findet der Herr Herzog im Bagno zu Toulon noch so manchen wackeren alten Burschen, der den Coignard an der Kette gekannt hat — und auch Meister Duport, der die Peitsche so lustig handhabt und den armen Coignard besonders gern damit traktirte, weil ihm dessen Gesichterschneiden so viel Spaß machte, lebt noch und wird mit Vergnügen die Wahrheit meiner Worte bezeugen.."

„Die Sache soll untersucht werden. Ihr bleibt vorläufig in meinem Hotel unter der Aufsicht zweier Gendarmen. Aber wehe Euch, wenn ein Wort von diesen Geschichten über Eure Lippen kommt bis ich zurückkehre!"

Der Minister fährt sogleich in die Tuilerien, um dem Könige über diese Angelegenheit Vortrag zu halten und seine Befehle zu erbitten. Der lustige dicke achtzehnte Ludwig lacht seinen dupirten Minister erst tüchtig aus — wird aber bei der näheren Erzählung doch ernsthaft und nachdenklich und stimmt dem Herzog von Decazes schließlich ganz kleinlaut bei, daß eine diskrete Untersuchung der Angelegenheit ganz unvermeidlich sei. „Aber ganz im Geheimen, mein Herr Herzog, und ohne alles Aufsehen. Wir wollen wenigstens vor der Welt den Skandal nicht haben, daß ein König von Frankreich einem Galeerensklaven die Hand gedrückt und ihm in Anerkennung seiner Verdienste die Ehrenlegion und das Ludwigkreuz verliehen habe. . ."

Der Herzog von Decazes möchte mit dieser fatalen Angelegenheit auch nicht gern viel zu schaffen haben und betrachtet sie zunächst als eine streng militärische. Er schickt Mr. Darius in Gesellschaft der beiden Gendarmen und eines Billets zum General Despinoy, bittet ihn, sich von dem beigefügten Individuum den ganzen Casus ausführlich erzählen zu lassen und dann säuberlich zu untersuchen — ganz geheim und ohne alles Aufsehen — par ordre du Roi!

Der General, ein alter ehrlicher Soldat und wackerer Haudegen, ist wüthend, daß ihm in seiner lieben 72. Division so etwas passiren muß. Er sperrt Mr. Darius mit den Gendarmen in's Nebenzimmer und läßt sogleich den Oberstlieutenant Grafen Pontis durch einen Ordonnanzoffizier zu sich rufen — in dienstlichen Angelegenheiten.

In voller Paradeuniform, geschmückt mit allen seinen Orden und in größter Unbefangenheit tritt der Herr Graf ein. „Sie befehlen, mein General?"

„Ich befehle, daß der Galeerensträfling Peter Coignard seine fluchwürdige Maske von sich werfe und mir die volle Wahrheit sage . . ."

„Ich verstehe Sie nicht, mein General. Wollen Sie die Güte haben, sich deutlicher zu erklären . . ."

„Schurke! dieser hier wird Dir die Erinnerung an das Bagno von Toulon am Besten zurückrufen . . ."

Der General reißt die Thür auf und der entlassene Galeerensträfling Darius steht mit höhnischem Lächeln dem reich besternten Oberstlieutenant gegenüber: „Mein ehrlicher Peter Coignard, ich hab's Dir ja gesagt, daß wir uns bald wiedersehen würden. Glück auf zur Galeere und grüße mir alle alten Freunde in Toulon . . ."

„Mein General, dieser Mensch ist wahnsinnig. Er hat mich in meinem Hause schon mit seiner fixen Idee belästigt und ich bedaure aufrichtig, daß ich nicht sogleich für seine Aufnahme in eine Heilanstalt Sorge getragen habe. Daß aber Sie, mein General, einem Irrsinnigen Glauben zu schenken scheinen und ihm sogar gestatten einen königlichen Offizier der 72. Division in Ihrem eigenen Hause zu schmähen — das zwingt mich, den König um Schutz für meine Ehre anzuflehen . . ."

„Auf Befehl des Königs sind Sie hier, um mit diesem alten Kameraden aus dem Bagno konfrontirt zu werden!"

„Sehen Sie, mein General, wie seine Lippen und seine Nase zucken? Habe ich Ihnen dies untrügliche Bagno-Zeichen nicht vorhergesagt? — Und Du, alter Junge, sträube Dich nicht länger, alles Zappeln nutzt jetzt nichts mehr. Das Bagno und die Kette und die Peitsche und die grüne Mütze und der gelbe Aermel an der rothen Jacke — Du hast doch nicht am Ende dies Ehrenzeichen für den zweiten Besuch im Bagno auch schon vergessen, wie Deinen unzertrennlichen Kettenbruder Darius? — sind Dir sicher . . ."

„Mein General! Sie werden begreifen, daß Graf Pontis de St. Hélène es verschmäht, einem Wahnsinnigen oder einem Verbrecher auf solche gemeine Anschuldigungen zu antworten. Glauben Sie diesem Vagabonden mehr, als einem ehrenhaften Offizier Ihrer Division — nun gut, so stellen Sie mich vor's Kriegsgericht und ich werde mit Vergnügen Rede und Antwort stehen. Aber bedenken Sie, Herr General, welche Verantwortung Sie dadurch auf sich nehmen und daß man nicht ungestraft einen Skandal in die Offentlichkeit zerrt. Meine Freisprechung ist Ihre Verdammung. Ich bitte Sie daher, zunächst Ihnen meine sämmtlichen Papiere vorlegen zu dürfen — und wenn Sie nach deren Prüfung auch nur den leisesten Zweifel an meiner Person und an meinem Namen haben, so übergeben Sie mich dem Kriegsgericht!"

Diese Ruhe, diese Zuversicht und diese Würde imponiren dem General. Er wird fast irre an den so bestimmten und detaillirten Anschuldigungen des entlassenen Sträflings Darius. Aber er ist ein vorsichtiger Mann. Er giebt dem Grafen einen Ordonnanzoffizier und zwei Gendarmen als Bedeckung mit in sein Hotel, um jene Papiere zu holen. Er befiehlt dem Ordonnanzoffizier die strengste Diskretion, das Vermeiden jedes Aufsehens — aber auch zugleich die größte Wachsamkeit.

Graf Pontis unterhält sich auf dem Wege zu seinem Hotel sehr heiter und liebenswürdig mit dem braven Kameraden, der ihm da als Gefangenwächter beigegeben sei. Er scherzt über die tolle Laune des Zufalls, daß man einen Grafen Pontis de St. Hélène mit einem entsprungenen Galeerensträfling auch nur eine Sekunde lang verwechseln könne . . . In seinem Hotel theilt er selber dies närrische Abenteuer der Frau Gräfin lachend mit. Auch sie lacht über diesen neuen pikanten Stoff für die chronique scandaleuse der eleganten pariser Salons — wenn auch mit etwas blassen, zitternden Lippen. Man plaudert noch dies und das über die närrische Geschichte. Man raucht eine Cigarre miteinander und trinkt eine Flasche feurigen spanischen Wein . . . „Mon Dieu! da hätte ich ja fast vergessen, daß der gute General mich und meine Papiere gewiß schon schmerzlich erwartet. Sie liegen in meinem Arbeitskabinet neben an. In einer Minute bin ich wieder hier, mein Herr Kamerad und Galeerensträflingwächter — ha! ha! ha!"

Nein! es wäre gar zu brüsque, dieser charmanten Gräfin wegen einer lächerlichen leeren Dienstform mitten aus der liebenswürdigsten Konversation davonzulaufen, um ihrem Gemahl beim Durchsuchen seiner Papiere auf die Finger zu gucken. Im Uebrigen behalte ich ja die Thür des Kabinets im Auge, ich höre sogar das Oeffnen und Schließen der Schreibtischschubladen und zum Ueberfluß halten meine beiden Gendarmen als Cerberusse die Thür des Hotels bewacht . . . Parbleu! die Gräfin ist entzückend, die Cigarre deliciös und der Wein verteufelt angenehm . . . Aber die Minute dauert verdammt lange . . . Morbleu! der Graf sucht nun schon fast eine Stunde nach seinen Papieren da drinnen und mein General flucht mir sicher längst zehn Tausend Millionen reitende Teufel auf den Nacken . . . „Frau Gräfin, Ihr Herr General bleibt lange fort. Es wird ihm doch nichts zugestoßen sein? Gestatten Sie gnädigst, daß ich mich von dem Wohlbefinden des Herrn Grafen überzeuge . . ."

Diable! Peste! Das Kabinet ist leer . . . Und Keiner von diesen verdammten Schurken in den blanken Livreen und mit den höhnisch lächelnden Gesichtern will von dem Grafen Etwas gesehen haben . . . Und die Gendarmen vor der Portierloge schwören, daß Niemand das Hotel verlassen habe, als ein Diener des Hauses in voller Livree . . . Das ganze Hotel wird vom Keller bis unter das Dach auf das Sorgfältigste durchsucht . . . vom Grafen Pontis de St. Hélène keine Spur. Aber welche Schätze von Gold- und Silbersachen und andere Kostbarkeiten birgt seine prächtige Wohnung!

Mit dem Gefühle eines Schulknaben, der dem drohend erhobenen Bakel des Schulmeisters entgegen geht, kehrt der arme Ordonnanzoffizier zu seinem General zurück. Und welch' ein Strafgericht bricht über ihn herein.

Jetzt wird die ganze pariser Polizei aufgeboten, den sogenannten Grafen Pontis, der dringend verdächtig ist, ein aus dem Bagno von Toulon entsprungener Galeerensträfling Peter Coignard zu sein, aufzuspüren . . . Vergebens! Nach drei Wochen weiß man noch nicht mal, ob man ihn in Paris oder in der Ferne suchen soll.

Da hilft der Zufall. Am neunzehnten Tage nach dem spurlosen Verschwinden des Pontis-Coignard hält vor einem kleinen Wechselgeschäfte eine Miethkutsche. Darin sitzen vier Herren, aber nur einer steigt aus und tritt in den Laden. Er verlangt einen Wechsel über 2000 Francs in Gold nach Toulouse und macht sich sogleich daran, das Geld klingend aufzuzählen. Der Wechsler ist allein im Geschäft. Plötzlich hat der Fremde ihm sein Portefeuille entrissen, seine eigenen Louisd'or eingesteckt und ist verschwunden. Der erschreckte Bankier eilt ihm nach auf die Straße und schreit: Mörder! Diebe! . . . Der Wagen wird eingeholt und umzingelt. Drei von den Insassen, mit Dolchen und Pistolen bewaffnet, schlagen sich durch und entkommen. Der vierte wird gefaßt. Es ist der berüchtigte Einbrecher Lexcellent — ein früherer Galeerensträfling, der in Toulon seine Strafe verbüßt hat. Bei der polizeilichen Durchsuchung von Lexcellents Wohnung in der Straße St. Maure findet man jenen kecken Dieb, der dem Geldwechsler das Portefeuille entrissen hat . . . und die Polizei erkennt in ihm den Herrn Grafen Pontis de St. Hélène — nein, den entsprungenen Galeerensträfling Peter Coignard. Und noch einmal weiß der Verwegene zu entfliehen. Er schießt den Polizisten seine beiden Pistolen in's Gesicht und entspringt durch ein Fenster in die Ferdinandsgasse. Lexcellents Wohnung ist eine best eingerichtete Räuberhöhle. Da sind alle möglichen Waffen, Verkleidungen, Bärte, Perrücken, Dietriche, Brecheisen, Nachschlüssel — und

ein großes Lager von geraubten Sachen. Und viele von diesen Gold- und Silberwaaren harmoniren merkwürdig mit den im Hotel Pontis vorgefundenen Kostbarkeiten.

Noch an demselben Abend wird Peter Coignard, der sich viele Jahre hindurch Graf Pontis de St. Hélène nannte, mit seinen beiden Genossen bei dem Raube in der Wechselstube, zwei Italienern, in der Ferdinandsgasse entdeckt und verhaftet. Umsonst ist sein Leugnen vor Gericht, umsonst die glänzende Vertheidigungsrede des berühmten jüngeren Dupin, der auf Grund der unzweifelhaft ächten Legitimationspapiere und seiner militärischen Bravour und Unbescholtenheit den Angeklagten immer noch als ächten Grafen Pontis hinzustellen versucht . . . die letzten Räuberthaten des edlen Grafen und seine durch viele Zeugnisse festgestellten Verbrechergeschäfte sprechen gegen ihn. Hier ist Peter Coignards wahre Geschichte in Kürze.

Vom Seine-Gerichtshofe 1801 wegen Einbruch und Raub zu 14 Jahren Bagno verurtheilt, gelingt es Peter Coignard nach fünf Strafjahren, aus Toulon zu entfliehen. Er verbirgt sich zunächst auf der Schiffswerft unter einem frisch getheerten Nachen, stiehlt Nachts aus einer erbrochenen Werkstätte bürgerliche Kleidung und geht mit einem spanischen Segelboote nach Catalonien. In einem Küstenstädtchen lernt er zufällig die Dienerin eines jüngst verstorbenen französischen Emigranten, des Grafen Pontis de St. Hélène, kennen. Die hübsche Maria Rosa findet Gefallen an dem schmucken energischen Manne und theilt gern mit ihm ihr Herz und die kleine Erbschaft von ihrem Herrn. Sie zeigt dem Geliebten ein Kästchen mit Papieren, das der Graf stets besonders werth gehalten. . . . Es sind die Familien- und Dienstpapiere des Emigranten als spanischer Offizier in Südamerika . . . Am andern Tage sind Graf und Gräfin Pontis de St. Hélène auf dem Wege nach Estramadura. Wie vorzüglich sie ihre Grafenrolle in Spanien und in Frankreich spielen, wissen wir bereits. Aber wir erfahren erst durch die Gerichtsverhandlungen, daß der glänzende Oberstlieutenant Graf Pontis, der Günstling des Hofes und der Liebling der vornehmen pariser Gesellschaft, zugleich das Haupt einer Räuberbande war, um den maßlosen Luxus und Glanz entfalten zu können. Er hatte die Genossenschaft mit seinem alten Kettenbruder aus dem Bagno, Lexcellent, erneuert und benutzte seine Stellung in der Gesellschaft dazu, günstige Diebesgelegenheiten auszuspioniren, Schlüssel und Schlösser in Wachs abzudrücken und die Opfer durch Einladungen oder Besuche während des Einbruchs seiner Bande zu beschäftigen. Sogar eines Mordversuches ward Coignard überwiesen.

Um so unbegreiflicher ist sein unkluges Benehmen gegen seinen Bagno-Genossen Darius. Aus seinem Hotel entflieht er, während Maria Rosa den Ordonnanzoffizier durch Liebenswürdigkeit bestrickt, in der Livree seines Bruders Alexander, der bei dem Herrn Grafen als Diener figurirt, nebenbei aber ein gefährliches Mitglied der Diebesbande ist. Zunächst verbirgt er sich bei Lexcellent, macht dann mit diesem und zwei italienischen Diebesgenossen einen vierzehntägigen Raubzug nach Toulouse — und ist keck genug, nach Paris zurückzukehren und jenen frechen Raub bei dem Geldwechsler auszuführen. . . .

Sein Maaß ist voll! Peter Coignard wird zum Pranger und zu lebenslänglichem Bagno verurtheilt; sein Bruder Alexander, Lexcellent und die beiden Italiener zu fünf Jahren, Maria Rosa wird mit ächt französischer Galanterie freigesprochen. —

Noch viele Jahre sah man durch die Straßen von Toulon und am Hafen einen hochgewachsenen Galeeren-Sträfling in grüner Mütze seine besonders schweren Ketten schleppen. Alle Welt kannte ihn unter dem Namen: „Monsieur le comte“. Und fast immer begegnete ihm eine Frau, die ihm zärtlich zunickte und dem Aufseher für 973 eine Erquickung zusteckte. Man nannte sie nur „Madame la comtesse“. . .

Endlich sind Beide gestorben. . . . Ja, solche und noch viel schaurigere und traurigere Geschichten weiß das jetzt so öde Bagno zu Toulon zu erzählen!

Naturwissenschaftliche Plaudereien

von H. Fahle.

II.

Die Verdienste Darwin's sind unbestreitbar und daß ihm die Mitgliedschaft der Berliner Akademie der Wissenschaften zuerkannt worden — die ultramontane pariser hat das nicht über sich vermocht — ist für den eifrigen Gelehrten nur eine verdiente Anerkennung. Das größere Publikum sieht indeß die Sachlage nicht ganz aus dem richtigen Gesichtspunkte an. Seit Linnée den Begriff der Art und die auf ihn gegründete Nomenclatur in die beschreibenden Naturwissenschaften eingeführt hatte, die sich ähnlich wie bei den Menschen durch Vor- und Zunamen so hier durch Art- und Gattungsnamen vollzog, erregte es wenig Bedenken, diese Weise der Bezeichnung eines Naturkörpers — ich erinnere an homo sapiens, Mensch, equus caballus, Pferd, papilio machaon, Schwalbenschwanz, asellus onerarius, Kellerassel, viola odorata, Veilchen, fagus silvatica, Buche 2c. — im ganzen Gebiete der beschreibenden Naturwissenschaften durchzuführen, wenngleich sie in der Mineralogie wenig Anklang fand, da diese als eine vorzugsweise deutsche Wissenschaft die deutschen Benennungen auch in fremde Sprachen einführte und die lateinische Benennung nach Gattung und Art mit Ausnahme weniger Versuche verschmähte. Linnée war ein guter Beobachter und es gelang ihm, seinen Artbegriff durch konstante äußere Merkmale in glänzender Weise auszuprägen, so daß er noch heute mit Recht die Bewunderung seiner weniger begabten Nachfolger verdient. Wenn er z. B. in seiner Gattung Hund, canis, die Art Haushund canis familiaris durch die cauda sinistrorsum recurvata, den aufwärts und nach der linken Seite hin gekrümmten Schwanz, im Gegensatze zu den Arten Wolf canis lupus und Fuchs, canis vulpes, welche den Schwanz gerade in die Höhe gebogen oder gerade auswärts und ungebogen tragen, zu charakterisiren versucht hat, so will uns das Merkmal heute bei den vielen Spielarten nicht mehr probabel erscheinen, wohl aber dann, wenn wir die wahrscheinlichen Stammarten, den Spitz, den Schäfer- und den Jagdhund herbeiziehen. Beständige äußere Merkmale begründen auch in unsern Tagen noch gute Arten, und man darf im Allgemeinen annehmen, daß sie innere Verschiedenheiten ankündigen und so wesentlichen Eigenschaften entsprechen. Der Art-Begriff ist indeß undefinirbar, die Erzeugung fruchtbarer Junge aus einem Elternpaare ist eine Relation, die selbst bei Säugethieren und Vögeln durch Domestikation anfechtbar geworden ist, geschweige denn, daß bei Insekten und andern Thieren eine solche Unterscheidung festgehalten werden könnte. Bei den niederen Organismen des Thier- und Pflanzenreiches sind zudem so viele Uebergänge vorhanden, die einschlagenden Gesichtspunkte durch Generationswechsel, Sprossen- und Theilungs-Fortpflanzung so sehr verwickelt und nur im großen Ganzen in den letzten Dezennien zur vollen Aufklärung vorbereitet, daß kein Naturforscher auf die Frage: Was ist Art, eine nur einigermaßen genügende Antwort geben wird. Das alte Verfahren: Arten und Gattungen nach beständigen Merkmalen aufzustellen, kann indeß nicht entbehrt werden, weil die systematische Naturwissenschaft den Katalog der lebendigen Wesen vollenden muß. Die Arbeit ist eine unendlich schwierige, Namen aufzufinden, nicht minder als neue Arten zu konstruiren, und es thut wahrlich Noth, internationale Kommissionen mit der Ausmerzung der von verschiedenen Forschern verschieden beliebten Benennungen zu betrauen, damit der Zweck der Uebersichtlichkeit und der Katalogisirung fernerhin möglich bleibe.

Etwa fünfzig Jahre später als Linnée trat ein ebenso genialer Mann in dem deutsch geborenen aber kurz darauf französisch gewordenen berühmten Cuvier auf. Er wurde der Schöpfer der vergleichenden Anatomie, d. h. derjenigen Wissenschaft, welche den innern Bau zunächst der Thiere kennen lernen und durch Vergleichung der erhaltenen Resultate das Wesen der thierischen Organe, also auch der Thiere sammt ihrer Verwandtschaft und Verschiedenheit erschließen will. Die Mineralogie hatte sich zugleich schon zu einer Geognosie ausgearbeitet, d. h. man fing an, die Gesteinsmassen, welche die feste Erdrinde zusammensetzen, nach ihrer Entstehung und ihrem verhältnißmäßigen Alter zu unterscheiden und fand hierfür in den Versteinerungen, d. h. in den Ueberresten organischer Wesen, welche in die festen Massen eingebettet worden, ein Mittel vor, das unschätzbare Dienste erwies. Es zeigte sich nämlich, daß, von der Oberfläche nach der Tiefe gerechnet, Thon und Mergel, Kalk- und Sandsteinbildungen immer und immer wiederkehrten, daß in der Ueberlagerung der Schichten ein Zeichen des Nacheinander-Entstehens gegeben war, daß diese Schichten organische Ueberreste einschlossen, die mit der Tiefe, also auch mit dem größeren Alter der Schichten sich immer mehr von den noch jetzt auf der Erdrinde existirenden Arten und Gattungen entfernten, daß gewisse Bildungen an den entferntesten Punkten der Erdoberfläche dieselben Arten und Gattungen von Versteinerungen in sich einschlossen und somit die Gleichzeitigkeit ihrer Entstehung dokumentirten: und damit war die Nothwendigkeit gegeben,

Arten und Gattungen als feste Formen anzunehmen, sie ganz genau und im Einzelnen sogar bestimmt zu erfassen, um auch aus Bruchstücken das Ganze erkennen zu können „ex angue leonem, aus der Klaue den Löwen", und so den Zweck sicher zu stellen, in ihnen Leitsterne für das relative Alter der Gesteinsschichten in der Erdrinde zu erhalten. Die hiermit umschriebene Aufgabe ist in der glänzendsten Weise gelöst worden. Ihre Lösung ging Hand in Hand mit den großartigen Anschauungen des Schotten Hull, des Deutschen Buch und des Franzosen Elie de Beaumont und setzten letztern in den Stand, 15 verschiedene Gebirgssysteme für Europa aufzustellen, die die Marksteine der Entwickelungsgeschichte unseres Erdtheiles bezeichnen. Als die ältesten aus dem Meere hervorgetauchten festen Landgruppen sind die Schichten von Westmoreland und dem Hundsrücken, als die jüngsten die Westalpen mit dem Montblanc und die Alpen von Wallis bis Oesterreich anzusehen, ja es ist höchst wahrscheinlich, daß die Andenkette die jüngste Erhebung auf der Erdoberfläche gewesen ist.

Wenn also Cuvier im Rückblicke auf diese großen wissenschaftlichen Aufschlüsse, die im Allgemeinen als wirkliche Errungenschaften feststehen und nur theilweiser, wenn auch nicht unbedeutender Modifikationen bedürfen, wie wir weiter unten sehen werden, die Unveränderlichkeit der Arten festhielt, so ist das nur zu natürlich, ebenso daß er in dem berühmten Streite mit Geoffroi St. Hilaire, auf den Göthe so großes Gewicht legte, obsiegen mußte, denn die Anschauungen dieses und der übrigen Vorgänger Darwin's, wie geistreich sie auch immer sein, welche Perspectiven sie auf den fernern Entwickelungsgang der Wissenschaft eröffnen mochten, waren doch noch zu wenig durch exakte Forschungen unterstützt, um gegentheiligen den Vorrang abzugewinnen, welche so beispiellos wichtige Ergebnisse zur Folge gehabt hatten. Man thut indeß Unrecht, wenn man den Streitpunkt zwischen Darwin und Cuvier allein und schroff auf den Punkt der Unveränderlichkeit oder der Veränderlichkeit der Arten hinstellt, denn den Forschern der Cuvier'schen Richtung konnten unmöglich gewisse Thatsachen entgehen, die jeder aufmerksame Beobachter sich zu eigen machen kann. Die Domestifikation der Hausthiere, der Getreidearten, der Küchenkräuter, der Einfluß, den Standort, Klima und atmosphärische Niederschläge auf Pflanzen und andere Organismen ausüben, um ihr Sein und Wesen abzuändern und sogenannte gute Arten als hinfällig zu kennzeichnen, die fortschreitende Erkenntniß nach Seiten der Umbildung durch Metamorphose und Generationswechsel, welche Arten und Gattungen aus den Katalogen verschwinden lassen, alle diese Verhältnisse weisen mit unwiderstehlicher Energie auf die Entwickelungstheorie hin der Art, daß nicht nur jedes Einzelwesen, jede Art und Gattung verschiedene Formen durchlaufen müsse, um den vorgeschriebenen Höhepunkt zu erreichen, sondern auch daß gewisse und nur wenig typische Urformen ursprünglich existiren konnten und sich in zahlreichen Nebenformen zersplittern mußten. Hier griffen die Ansichten von La Mark, Oken, Göthe, Baer und Schimper ein: dieselben wurden nicht einmal zurückgewiesen, als grundlegend aber wurden sie nicht erkannt und wenn man eine Entwickelung, eine Descendenz innerhalb verschiedener Epochen der Erdbildung zugab, so hielt man um so fester an dem Standpunkte, daß diese Epochen zu konstanten Arten und Gattungen geführt und als solche uns in den Erdrindeschichten als unveränderliche Denkmale der Geschichte der Erde aufbehalten seien. Dieser Anschauung als einer wesentlichen Errungenschaft trat eine andere zur Seite. Daß es also verschiedene Epochen, streng von einander getrennt, in der Bildung der Erdrinde gegeben habe, wurde nicht angezweifelt, und nun schien es nöthig, diese Epochen durch riesige Katastrophen beendigen zu müssen. Man sah die ungeheuerlichen Wirkungen der heutigen Vulkane, man sah auf die Gletscher der Alpen und die Eisfelder der Polarländer hin, man gewahrte die sogenannten nordischen Geschiebe oder die erratischen Blöcke in allen südbaltischen Ländern bis an den Fuß der mitteländischen Gebirge, von denen man nachweisen konnte, daß sie ihre Heimathstätte in den Gebirgen Skandinaviens gehabt hatten, man machte geltend, daß aus den Ueberresten des nördlichen Europa in Thier- und Pflanzenformen eine viel höhere Temperatur desselben geschlossen werden dürfe, als man jetzt wahrnehme, und mußte die Annahme gestatten, daß eine plötzlich eindringende Eiszeit im nördlichen Europa das bisherige Leben daselbst vernichtet, und vulkanische Erscheinungen und Eiszeit führten zur Annahme der Katastrophen, der auch noch der oben angeführte Elie de Beaumont huldigte. Diese Katastrophenlehre gab der Phantasie ein allzureiches Gebiet für Ausspintisirung unwissenschaftlicher Fabeln, und an sie machte sich der Engländer Lyell, um sie in einem mehr als 30jährigen Kampfe zu vernichten. Mit dem Tode Humboldt's schien eine Zeit einzutreten, in der auch die großen Ergebnisse dieses großen Naturforschers und seines vielleicht noch größern Freundes Leopold v. Buch zu Grabe getragen werden sollten. Deutsche Forscher wie Bischof, Volger und Mohr griffen den Vulkanismus selbst in seinen Wurzeln an, allein es hat sich gezeigt, daß die Humboldt-Buch'schen Ansichten wohl der eingreifendsten Modifikationen bedürfen, indeß auch heute noch im großen Ganzen als diejenigen zu betrachten sind, die das Richtige getroffen haben; es hat sich gezeigt, daß die Katastrophenlehre der ältern Geologen allerdings nicht bestehen bleiben kann, weil sie zur Erklärung der Thatsachen nicht nothwendig ist, daß wir mit weit geringern Mitteln dieselben Ergebnisse als gerechtfertigt beweisen können, indem wir nur die Kleinheit der Wirkung mit der Länge ihrer Zeitdauer verbinden — der Tropfen höhlt den Stein aus. —

Fällt aber die Katastrophenlehre, nach der in einem Momente das Angesicht der Erdoberfläche verändert, nach der auf einmal eine lebendige Welt dem Tode und der Vernichtung anheimgefallen sein soll, so ist es auch nicht nöthig, die Unveränderlichkeit der Arten und Gattungen dahin festzuhalten, als sei sie zum Mindesten das Resultat einer bestimmten Erdbildungsperiode, als sei sie das Gewordene und nunmehr für einen gewissen Zeitraum unbedingt abgeschlossene und vollendete. Es können die Abänderungs- und Umwandlungstheorien der frühern Forscher wieder herangezogen und die Einheit der Schöpfung kann als das Problem der Gegenwart hingestellt werden. Neben Lyell gehört Darwin und indem wir dieses Resultat der in kurzen Zügen entworfenen geschichtlichen Entwickelung festhalten wollen, haben wir uns den Boden geebnet für das Verständniß des Darwinismus.

---

* **Eine Weltsprache.** Eine Sprache, welche auf der ganzen Erdkugel verstanden würde, wäre für Wissenschaft, Handel und Weltverkehr außerordentlich nützlich. Dafür begeisterte Philosophen haben mehr als einen Versuch gemacht, eine Universalsprache festzustellen, ohne jedoch ihr Ziel zu erreichen; und die Gelehrten, Reisenden oder Kaufleute, welche mit fremdsprachigen Ländern in Verbindung stehen oder dahin kommen, haben noch immer zahlreiche Sprachen zu lernen, oder sich eines Dolmetschers und Uebersetzungen zu bedienen. Um diese Schwierigkeiten zu überwinden, hat Dr. Bachmaier, ein gelehrter Deutscher, eine Methode zur Verständigung erfunden, in welcher er für Worte und Begriffe Zahlen setzt. Er nimmt an, daß für alle Vorkommnisse in runder Summe viertausend Worte genügen und stellte daher ein Lexikon zusammen, in dem neben jeder Zahl von eins bei viertausend ein Wort steht und in den verschiedenen Sprachen bei gleichen Zahlen die dafür geltenden Ausdrücke sich finden. Z. B. das Wort „Feuer" stehe neben Zahl zweiundfünfzig, so findet sich im französischen Lexikon dieselbe Zahl neben „feu", im englischen neben „fire" und in derselben Weise in den anderen Sprachen. Es ist darnach klar, daß ein Deutscher, welchem Französisch oder Englisch völlig fremd ist, leicht in jeder dieser Sprachen sich verständlich machen kann. Er sucht in seinem alphabetarischen Wortverzeichniß nach und notirt die betreffende Zahl; der Franzose oder Engländer nun sucht in seiner Liste dieselbe Zahl und findet so das korrespondirende Wort. Um Masculinum und Femininum, Substantiv und Adjectiv, Zeit und Deklination und andere grammatikalische Veränderungen anzuzeigen, fügt Dr. Bachmaier den Zahlen gewisse einfache Zeichen hinzu. Er hat schon drei Lexika — Deutsch, Französisch und Englisch — herausgegeben und arbeitet bereits an anderen Sprachen. Bei der Versammlung des Orientalisten-Kongresses im vergangenen Herbste waren diese Lexika ausgestellt und wurden von kompetenten Seiten warm empfohlen.

* **Die Wittwe Fritz Reuter's** hat unterm 16. v. M. an Herrn Hermann Ebert in Güstrow, den Verfasser von „Fritz Reuter, sein Leben und seine Werke", ein sehr anerkennenswerthes Schreiben gerichtet. Frau Dr. Reuter schreibt u. A.: „Ich habe Ihr Liebeswerk jetzt mehrmals gelesen — und mit tiefer Bewegung. Ich denke, Sie haben meinem geliebten Entschlafenen in diesem Lebensbild ein Denkmal gesetzt über's Grab hinaus, und wer ihn liebt, wird den Verfasser lieben — ich sehe in Ihrem mühevoll gesammelten Material und der Verarbeitung desselben durch Ihre Feder, was Sie zu diesem Werke getrieben — die herzliche Liebe für Ihn — und dafür danke ich Ihnen. Ihr Buch kann nach meinem Gefühle getrost seinen Weg gehen neben dem des offiziellen Biographen, — beide willkommene Vermächtnisse dem Leserkreis des Verewigten." Frau Reuter gedenkt darauf, auf Spezielleres eingehend, des Bildes, welches der Biograph von der Mutter ihres verewigten Gatten, „dieser edlen Dulderin", entworfen, welche sie durch die Schilderung ihres Fritz so innig verehren gelernt und nicht hoch genug erhoben sehen kann. Was Ebert über die Mutter des Dichters gesagt, ist der Frau Dr. Reuter „aus der Seele gesprochen". Weiter erwähnt dieselbe der „außerordentlich werthvollen und tieferschütternden" Parabel „Zum neuen Jahre 1837", welche zuerst in dem Ebert'schen Buche abgedruckt wurde und der Frau Reuter wie alle auf die Festungszeit bezüglichen Dokumente völlig fremd war. Fritz Reuter hatte dieser Schriftstücke nie Erwähnung gethan und glaubte, daß dieselben vernichtet worden seien.

Verantwortlich für die Redaktion: Carl Röstel in Posen.

Druck und Verlag von W. Decker & Co. (E. Röstel) in Posen.